

Warten auf den Ausbruch

Aus der Geisendörfer-Jury „Allgemeine Programme“ / *Von Diemut Roether*

epd Die Strukturen, in denen wir leben, bestimmen unser Leben stärker als uns meist bewusst ist. Für den diesjährigen Geisendörfer-Preis waren gleich mehrere Filme eingereicht, die den Blick darauf richteten, welchen Einfluss Gebäude und Städtebau auf das Leben und die Gesellschaft haben. Am deutlichsten wurde dies in der Einstiegssequenz des Films „Zappelphilipp“ (ARD/BR): Minutenlang wird hier eine Straße in München gezeigt und ein Blick aus einer fahrenden Straßenbahn. Hier sind alle ständig in Bewegung, die Autos, die Fahrradfahrer, die Fußgänger – sie alle haben es eilig, streben ihren Zielen zu, ihre Wege kreuzen sich, nur an der roten Ampel kommen sie vorübergehend zum Halten.

In dieser Welt gibt es viel zu viel Asphalt und viel zu wenig Grün. Viel zu viele Linien, die nicht überschritten werden dürfen. Kinder, die ziellos sind, die rumtoben, die ihren eigenen Rhythmus haben, stören hier nur.

So ergeht es auch dem neunjährigen Fabian, der neu in die Klasse der Lehrerin Hannah kommt. Überall stört er. Auch zu Hause, bei dem neuen Mann seiner Mutter. Die Lehrerin bemüht sich um Fabian, der schnell in Rage gerät, seine Wut motorisch abreagiert. Doch der Junge mit dem Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom hat schnell den Stempel des Problemkinds weg, und den Eltern der Mitschüler gefällt es gar nicht, dass der Störer von Hannah so viel Aufmerksamkeit bekommt. Sie bedrängen Fabians Mutter, ihren Sohn mit Psychopharmaka behandeln zu lassen.

Das deutsche Gefängnis

„Zappelphilipp“ erzählt davon, wie schwierig es für Kinder heutzutage ist, in einer Welt aufzuwachsen, die nicht auf sie eingerichtet ist, und wie schnell abweichendes Verhalten zum Symptom einer Krankheit erklärt wird. Der Film erzählt auch von engagierten Lehrern, die versuchen, die Defizite in der Familie und in der Gesellschaft auszugleichen. Die sich dabei manchmal übernehmen und letztlich nur scheitern können. Ein Film, der Partei ergreift und Sympathie weckt.

Manchmal werden Gebäude gar zu Symbolen für eine Epoche. Wie das Gefängnis in Stuttgart-Stammheim. Als hier in den 70er Jahren bis zu neun Mitglieder der Roten Armee Fraktion inhaftiert waren, galt Stammheim als das sicherste Gefängnis Deutschlands. Die angegliederte Mehrzweckhalle, in der die Prozesse gegen Gudrun

Ensslin, Andreas Baader, Ulrike Meinhof und Jan-Carl Raspe stattfanden, wird bis heute für große Prozesse gegen gefährliche Straftäter genutzt.

„Gutes Miteinander“

epd Der Robert Geisendörfer Preis wird seit 1983 alljährlich für herausragende publizistische Leistungen deutscher Hörfunk- und Fernsehsender verliehen. Mit dem Medienpreis der evangelischen Kirche sollen laut Statut „Sendungen gewürdigt werden, die das persönliche und soziale Verantwortungsbewusstsein stärken, die zur gegenseitigen Achtung der Geschlechter und zum guten Miteinander von Einzelnen, Gruppen und Völkern beitragen, die die christliche Orientierung vertiefen und einen Beitrag zur Überwindung von Gewalt leisten“. Für den Preis waren in diesem Jahr 54 Fernsehbeiträge und 27 Hörfunkbeiträge eingereicht. Die Jury „Allgemeine Programme“ tagte am 24. und 25. April unter dem Vorsitz des evangelischen Medienbischofs Ulrich Fischer in Mainz. Sie vergab insgesamt vier Preise (vgl. Dokumentation in dieser Ausgabe). Diemut Roether ist Mitglied der Jury.

Das berühmteste Gefängnis der Republik soll 2015 abgerissen werden. Die Redaktion der „Kulturzeit“ nahm dies zum Anlass, die Geschichte dieses Gebäudes zu erzählen, mit Hilfe derjenigen, die in ihm arbeiteten. Katja und Clemens Riha zeigen in ihrer Dokumentation „Stammheim 77/12“ (3sat) Stacheldrähte, Gefängnismauern, die Zellen von innen. Über die Geschichte des Gebäudes zeichnen sie eine prägende Epoche der Bundesrepublik nach. Durch O-Töne, interessante zeithistorische Aufnahmen und die Erzählungen der damaligen Vollzugsbeamten, Richter und Anwälte entsteht ein spannendes Dokument des Deutschen Herbstes.

Der Tod ist widerlich

Für den Architekten Fritjof, genannt „Fritte“, wird in „Blaubeerblau“ (ARD/BR) ein Gebäude zum Anlass, sein Leben zu ändern. Fritjof ist gewissermaßen das Gegenteil von Fabian. Er ist unauffällig, überangepasst und würde am liebsten den ganzen Tag nur die Singvögel in seiner Umgebung beobachten. Ausgerechnet er wird von seiner Chefin dazu verdonnert, ein Hospiz umzubauen. „Das kann ich nicht, tut mir leid“, sagt er. „Der Tod ist ein Teil

des Lebens“, doziert die Chefin. Doch das sieht Fritjof ganz anders: „Der Tod ist einfach widerlich“, stößt er hervor. „Jeder hasst die Idee zu sterben.“

Die Arbeit im Hospiz, die Begegnung mit den Sterbenskranken, die „keine Zeit mehr haben, sich undeutlich auszudrücken“, öffnet Fritjof die Augen. Er lernt, den unangenehmen Dingen nicht länger aus dem Weg zu gehen, trennt sich von den falschen Freunden und fragt sich, was wirklich wichtig ist im Leben.

Devid Striesow spielt Fritjof mal tollpatschig, mal hilflos, dann wieder rührend und ernsthaft. Regisseur Rainer Kaufmann und Autorin Beate Langmaack halten in diesem Film, der von so endgültigen Dingen erzählt, eine geradezu schwebende Balance zwischen Lachen und Weinen, Ernst und Heiterkeit. Der Film, der einlädt sich mit dem Thema Tod zu beschäftigen (er war im vergangenen Jahr in der ARD-Themenwoche „Leben mit dem Tod“ zu sehen), wird so zu einer Hymne auf das Leben und seine Ungewissheiten, denn sicher ist nur der Tod. Die Jury würdigte diesen großartigen Film mit einem Geisendörfer-Preis.

Beeindruckend ist auch der Spielfilm „Der letzte schöne Tag“ (ARD/WDR), auch er handelt vom Sterben, doch hier geht es vor allem um die Zurückgebliebenen: Sybille, verheiratet mit Lars, Mutter von zwei Kindern, nimmt sich das Leben. „Sie war krank“, sagt Lars, Sybille war depressiv. Wie kann die Familie nun weiterleben? Trauer wechselt mit Wut, Unverständnis mit Selbstvorwürfen. Der Film lässt die Zuschauer die Trauer miterleben, er hat verdienstermaßen viele Preise gewonnen, die Jury gab in diesem Fall einem anderen Fernsehfilm den Vorzug.

Kein Platz für Helden

„Der Fall Jakob von Metzler“ (ZDF) basiert auf einer realen Begebenheit, die zumindest den meisten Frankfurterern bekannt sein dürfte: Im Herbst 2002 wurde der elfjährige Bankierssohn Jakob von Metzler auf dem Heimweg von der Schule entführt. Der Entführer wurde nach der Übergabe des Lösegelds festgenommen, weigerte sich aber, den Aufenthaltsort des Jungen preiszugeben. Der stellvertretende Frankfurter Polizeipräsident Wolfgang Daschner ließ dem Entführer „unmittelbaren Zwang“, also Gewalt androhen, weil er hoffte, den Jungen so retten zu können. In Wirklichkeit hatte der Entführer Magnus Gäfgen den Jungen bereits ermordet. Der Fall löste in Deutschland eine öffentliche Debatte über die Androhung von Folter in Ausnahmesituationen aus. Gäfgen wurde 2012 wegen der Folterdrohung eine Entschädigung in Höhe von 3.000 Euro zugesprochen.

Stephan Wagner (Regie) und Jochen Bitzer (Buch) erzählen in „Der Fall Jakob von Metzler“ keine Heldengeschichte. Sie erzählen von der kleinteiligen Polizeiarbeit und halten sich akribisch an die vorhandenen Protokolle der Polizei sowie an die Akten des späteren Prozesses, in dem Daschner sich wegen der Folterdrohung verantworten musste. Robert Atzorn spielt Daschner völlig uneitel und wenig charismatisch, als geradezu preußischen Beamten, der davon überzeugt ist, das Recht auf seiner Seite zu haben und seinem Anwalt gegenüber abstreitet, er habe sich in einem moralischen Konflikt befunden.

Der Film überzeugt, weil er nicht Stellung bezieht. Er überlässt die Zuschauer ihren Zweifeln und vorschnellen Urteilen, endet aber mit der Stimme der Richterin, die das Urteil gegen Daschner verkündet. Nach Meinung der Jury war „Der Fall Jakob von Metzler“ einer der wichtigsten Filme des vergangenen Jahres. Geisendörfer-Preis also für diesen Lehrfilm über die Justiz und Gewissenskonflikte.

Gemeinsame Sprache

Um Gewissenskonflikte ging es auch in „Auslandseinsatz“ (ARD/WDR), einem Film über den Einsatz deutscher Soldaten in Afghanistan. Der Fernsehfilm begleitet eine Truppe junger Soldaten, die in einem afghanischen Dorf helfen, eine zerbombte Schule wieder aufzubauen. Die jungen Männer lernen schnell die Grenzen ihres Einsatzes kennen, denn ihre Vorgesetzten machen ihnen klar, dass „Füße stillhalten und Nichteinmischung“ noch wichtiger sind als „Friedenssicherung und Aufbauhilfe“.

Dieser Film besticht durch das junge Ensemble (Max Riemelt, Hanno Koffler, Bernadette Heerwagen). Regisseur Till Endemann erzählt stringent die Geschichte einer Desillusionierung, die schließlich in der Katastrophe endet.

Die dokumentarischen Formate hatten es gegen die starken Fernsehfilme in diesem Jahr sehr schwer. Zu den Favoriten zählte lange „Neukölln unlimited“ (ARTE/RBB), ein Dokumentarfilm über die libanesischen Flüchtlinge Hasan, Lial und Maradona. Seit 18 Jahren lebt ihre Familie ohne sicheren Aufenthaltsstatus in Berlin. Schon einmal wurden die Geschwister und ihre Mutter in den frühen Morgenstunden geweckt und sollten in den Libanon abgeschoben werden. Agostini Imondi und Dietmar Ratsch zeigen, wie die drei Jugendlichen, die keine Chance haben, versuchen, diese zu nutzen. Alle drei sind begabt, sie machen Musik - Hip-Hop und Streetdance - und versuchen sich als Schriftsteller. Maradona bewirbt sich bei einer Casting-Show eines Privatsenders und möchte seinen Bruder zu seinem Manager machen. Immer wieder nimmt er teil an Wettbewerben in Berlin.

Der Film bleibt nah an seinen Protagonisten und erzählt deren Geschichte über die Bilder. Das ist nicht schwer, denn die drei Geschwister sind gute Selbstdarsteller. Ihre Energie, mit der sie versuchen, sich in Deutschland allen Widerständen zum Trotz eine Existenz aufzubauen, beeindruckt. Wo es keine Bilder gibt, etwa wenn Hassan von dem morgendlichen Abschiebeversuch erzählt, greift der Film auf Comiczeichnungen zurück. Eindrückliche Aufnahmen gibt es dagegen von der Hip-Hop-Szene in Berlin, in der sich die verschiedenen Kulturen begegnen. Musik und Tanz sind die gemeinsamen Sprachen allerer, die sich hier treffen.

Ein durchaus beeindruckender Protagonist ist auch Gottfried, von dem ZDF-Redakteur Gregor Bialas in dem „37°“-Porträt „Mensch Gottfried“ erzählt. Um die Umwelt zu schonen, hat Gottfried sein Leben komplett umgestellt: Er verbraucht nur zwei bis drei Liter Wasser am Tag, lüftet seine Kleidung, leckt sein Geschirr sauber und bringt seine Exkremate aufs Feld. Er lebt fast ausschließlich von den Nahrungsmitteln, die er selbst anbaut.

Ein sehr konsequenter Mensch und ein schwieriger Mensch, das zeigt Bialas in seinem Film. Man ist zugleich fasziniert und abgestoßen von Gottfried. Schön wäre es, wenn die „37°“-Redaktion von Gottfried lernen und mehr konzentrierte Porträts wie dieses zeigen würde.

Eine neue Chance

Als wenig konzentriert empfand die Jury den „Tag der Norddeutschen“ (NDR): Nach „24 Stunden Berlin“ haben der SWR, der WDR und nun auch der NDR versucht, ähnliche Projekte in ihren Sendegebieten umzusetzen. Doch was an „24 Stunden Berlin“ faszinierte, die genaue, aber zugleich distanzierte Beobachtung des Lebens in der Hauptstadt, wird beim „Tag der Norddeutschen“ zum Werbefilm für den schönen Norden: „lebensnah, leidenschaftlich, authentisch“ – so preist der NDR selbst seine Dokumentation an. Ob der Norden wirklich so schön ist, hätte die Jury in diesem Film lieber selbst entdeckt – allein, der geschwätzigste Kommentar ließ ihr keine Chance.

Mit „Rachs Restaurantschule“ (RTL) will der ehemalige Sternekoch Christian Rach gescheiterten Existenzen eine neue Chance geben. Zehn Langzeitarbeitslosen bietet er ein achtwöchiges Langzeitpraktikum in einem Restaurant in Berlin. Der Koch, der dieses Experiment für RTL nicht zum ersten Mal wagt, weiß, worauf es ankommt: Er gibt seinen Praktikanten klare Regeln vor, die sie beachten müssen. Dazu gehören Ehrlichkeit und Pünktlichkeit. Rach, der auch als „Restauranttester“ für RTL Wirte coacht, deren gastronomischer Betrieb gerade

nicht so gut läuft, wirkt glaubwürdig und authentisch. Dieses Coaching-Format ist gewiss verdienstvoll, und Rach scheint die Unterstützung der Langzeitarbeitslosen durchaus zu seiner Sache zu machen. Dennoch bleibt bei dem Format ein leichtes journalistisches Unbehagen, denn es bedient eindeutig auch voyeuristische Interessen.

Auch das junge Talkformat „Klub Konkret“ (EinsPlus/SWR) konnte die Jury nicht völlig überzeugen. In der eingereichten Ausgabe ging es darum, wie junge Muslime in Deutschland leben. Junge Frauen, die aus religiöser Überzeugung Kopftücher tragen, erzählten von den Vorurteilen, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Auch wenn die junge, frische Herangehensweise von Eva Schulz gefällt, war der Ton gelegentlich doch etwas zu naiv.

Hochgeklappte Bürgersteige

Unter den Einreichungen für den Hörfunk hatte die Vorauswahl-Jury zwei Stücke ausgewählt, die sich mit Autismus beschäftigten. In dem Feature „Sie versteht Holz besser als Menschen“ (BR) porträtiert Katharina Hübel Gertrud, eine Frau, die zu Objekten intensivere Beziehungen aufbaut als zu Menschen. „Man sieht mir meine Behinderung nicht an“, sagt Gertrud, und das ist auch das Problem der Autisten, die in dem Hörspiel „Oops, wrong planet“ (Deutschlandfunk/WDR) von Gesine Schmidt und Walter Adler zu Wort kommen. Wo sich Hübel auf eine Person fokussiert, haben Schmidt und Adler eine kunstvolle Collage aus Texten und Zeugnissen von Autisten geschaffen.

„Wer laut spricht, zerstört seine Welt“, sagen die Zwillinge Konstantin und Kornelius. Das heißt, sie sagen es nicht selbst, sie haben es geschrieben. Gelesen werden ihre Texte von den Schauspielern Florian Lukas und Matthias Koeberlin. Adler hat die beiden Schauspieler die Texte Wort für Wort synchron sprechen lassen und anschließend zusammengeschnitten, um so einen Verfremdungseffekt zu schaffen, der deutlich macht, dass es sich nicht um gesprochene Sprache handelt.

Eine Ärztin mit Asperger-Syndrom (gesprochen von Lena Stolze) berichtet, dass sie Sprachmetaphern nicht verstehe. Als man ihr bei einer Tagung erzählte, in dem Ort würden nachts die Bürgersteige hochgeklappt, stand sie abends lang am Fenster ihres Hotels, um zu beobachten, was passieren würde. Und ein jugendlicher Hobby-Vulkanforscher zählt begeistert die größten Vulkanen der Welt und wartet auf den nächsten Ausbruch.

Der Planet, auf den Gesine Schmidt und Walter Adler ihre Hörer entführen, ist anstrengend und rätselhaft, aber die Reise lohnt sich. „Oops, wrong planet“ wurde

von der Jury ausgezeichnet, weil das Hörspiel einen faszinierenden Einblick gibt in die Welt der „In-Sich-Lebenden“.

Ein zweites Hörspiel stieß in der Jury auf geteiltes Echo. Der Versuch des Liquid Penguin Ensembles, mit „Radio Elysee“ (SR) den deutsch-französischen Freundschaftsvertrag anlässlich seines 50-jährigen Bestehens zu verhörspielen, bezauberte manche durch seine assoziative Kraft, andere fühlten sich von den intellektuellen Spielereien, den Ausflügen zur Anfang der 60er Jahre aufkommenden Künstlerbewegung Fluxus und in die Schwerelosigkeit des Alls eher verwirrt.

Trauer ist schwarz

Den „Live-Talk mit Margot Käßmann“ (RBB) zum Thema Tod verwarf die Jury ähnlich schnell wie das Kinderfunkkolleg zum Dialog der Kulturen „Was glaubst du denn?“ (HR). In dem mehr als dreistündigen Talk konnte der Moderator nicht überzeugen, das Funkkolleg war nach Meinung der Jury zu konventionell gemacht. Auch die Ansprache der Zielgruppe Kinder wirkte nicht immer geglückt, die Pfarrerin, die versucht zu erklären, warum es auf der Welt nicht gerecht zugehen kann, wirkte zu belegend.

Das Feature „Der Walnussbaum hat nicht gestört“ (MDR) über Zwangumsiedlungen an der innerdeutschen Grenze in Südthüringen, nimmt sich ein eigentlich interessantes Thema vor. Tausende verloren damals in den 50er Jahren ihre Heimat, später verschwanden ganze Dörfer von der Landkarte. Leider versäumt es Autor Axel Reitel, den Hörer an der Hand zu nehmen, ihm von diesen ungeheuren Vorgängen so zu erzählen, dass er sich einfühlen könnte.

Sehr viel besser gelingt dies Jörn Klare in dem Feature „Heimweh, Angst und Putzlappen. Das illegale Leben einer ukrainischen Lehrerin in Deutschland“. Hier wird deutlich, unter welchem Druck die Illegalen stehen, deren ständiger Begleiter die Angst ist.

Auch in „Elsa und Olaf – zwei Menschen und die Liebe“ (NDR) wird eine Geschichte erzählt, der man sich als Hörer gerne anvertraut. Elsa und Olaf, die gemeinsam Theater spielen, erzählen von sich und ihren Gefühlen. Beide sind behindert und haben sich über eine Partnervermittlung für Behinderte kennengelernt. Seit sechs Jahren sind sie verheiratet. Olaf sagt: „Trauer ist schwarz, Angst ist dunkelblau, Ungeduld ist orange“. Er stellt seiner Partnerin viele Fragen: „Wie gefällt dir unsere Ehe?“ So entsteht ein sehr differenziertes Bild von großer Intensität.

Generation Krise

Die Jury vergab den zweiten Hörfunkpreis dennoch an eine kleine Form: „Sechs Tage – sechs Länder“, eine Sendereihe des Popsenders SWR 3, ist ein kaleidoskopartiger Blick auf die Auswirkungen der Eurokrise in verschiedenen europäischen Ländern. In insgesamt 18 Beiträgen erzählen die Korrespondenten von Hanfanbau in Spanien, vom Gesundheitssystem in Griechenland und vom Versuch eines griechischen Auswanderers, sich in Litauen eine neue Existenz aufzubauen.

Die Korrespondenten schauen auf den Alltag der Menschen in den jeweiligen Ländern und vermitteln so einen Eindruck davon, was die Krise für den Einzelnen bedeutet. Hier kommen endlich einmal nicht Politiker zu Wort, die in nächtlichen Konferenzen neue Sparmaßnahmen beschließen, die andere treffen – hier geht es um diejenigen, die alles ausbaden müssen, vor allem die Jungen. Es geht um das ganz normale Leben, das Überleben und Weiterleben trotz Arbeitslosigkeit und marodem Gesundheitssystem. Die Jury zeigte sich vor allem davon beeindruckt, wie in dieser Reihe in einer Popwelle Informationen über Strukturen vermittelt werden. Sollte in zehn oder 40 Jahren ein Journalist Informationen zur Generation Eurokrise suchen, wird er hier fündig werden. ■